

## Der mit den Libellen tanzt Fortsetzung von Seite V

Schiff zu Mannenbach werde im kommenden Frühjahr, 1953, eine Lehrstelle frei, Hertzog reiste nach Mannenbach, stellte sich vor – und blieb, vorerst als Portier.

Bub, du musst ins Zuchthaus, sagte der Polizeikorporal, der eines Tages vor ihm stand.

Er habe, Mittwoch nach Mittwoch, die Fortbildung geschwänzt, zwingend zu besuchen von jedem Thurgauer zwischen dem Ende seiner Schulzeit und dem Beginn der Lehre.

Aber ich war doch in der Fabrik, wehrte Hertzog.

Drei Tage Zuchthaus!  
Du elender Lump, schrie der Hotelier, ein Zuchthäusler bleibt mir nicht im Haus. Hau ab und vergiss deine Lehre.

„Noch Kaffee?“, ruft jetzt die Frau aus der Küche, 2011.

Manfred Hertzog floh nach Kreuzlingen und fand am gleichen Tag noch eine Stelle in der Etuifabrik Gottschalk, ein Zimmer im Hotel Hirschen, ging zur Arbeit, Tag nach Tag, wanderte zum Trost am See, sah zu, wie sie tanzten. Manchmal, spät abends im Hirschen, setzte sich die Servier-tochter zu ihm und erzählte vom treulosen Freund, der sie verlassen hatte, als sie schwanger war. In die Fremdenlegion sei er entschwunden, dieser feige Arsch, fort und weg.

Fremdenlegion?

Am 6. März 1954, als Manfred Hertzog, genannt Fritz, zur Arbeit kam, wartete der Meister an der Tür und nahm den Jungen zur Seite.

Was ich Ihnen nun sage, dürfte ich Ihnen nicht sagen. Um neun Uhr werden Sie abgeholt, auf Befehl der Vormundschaftsbehörde von Bischofszell – und dann in ein Heim gebracht, um dort eine Lehre zu machen.

„Tun Sie, sagte der Chef und drückte mir den letzten Lohn in die Hand, Herr Hertzog, tun Sie, was Sie für richtig halten.“

Am Mittwoch, 10. März 1954, bat Manfred Hertzog, gewesener Verdingbub, 19-jährig, bei der französischen Gendarmenrie in Konstanz um Aufnahme in die Fremdenlegion. Sie leuchteten ihm in Augen, Mund und Ohren, maßen seine Länge, sein Gewicht, seinen Puls, die Lungen, schickten ihn nach Freiburg in die Hauptkaserne der französischen Besatzer, leuchteten und maßen wieder, steckten ihn endlich in einen Armeekittel, beluden ihn mit einem Helm und brachten ihn, zusammen mit anderen, die das Weite suchten, heimlich hinüber nach Straßburg.

Aus Fritz wurde Hertzog Manfred, Legionär Nummer 103.819.

In einem geschlossenen Güterwagen verfrachten sie die Männer nach Marseille, 80 Legionäre Rücken an Rücken, Deutsche, Schweizer, Tschechen, Österreicher, Schweden, Luxemburger, Belgier, zwei Tage später lief das Schiff nach Algerien aus, das damals noch französisch war.

### „Was ich bin, ist auch das Werk der Fremdenlegion.“

„Was ich bin, ist auch das Werk der Fremdenlegion“, sagt Manfred Hertzog mit fester Stimme.

Dankbar dafür? – „Ja“, sagt er und fährt sich über den Schnurrbart.

In Mascara, Stadt der Weine, rannte er um sein neues Leben, bedrängt, beschimpft, gequält von deutschen Instrukto-ren, ehemaligen Mitgliedern der SS, hinauf in den vierten Stock der Kaserne, hinunter, hinauf, hinunter, hinauf, bis die Ersten das Bewusstsein verloren, hinunter, hinauf, dann durch die Wüste, durch Disteln und Dornen, 50 Liegestütze, noch einmal, noch einmal, bis jeder vergaß, wer er war, woher er kam.

Sie hatten nie Heimweh?  
Hertzog schüttelt den kahlen Kopf.  
Legio patria nostra.

Die Legion, meine Heimat – das sei die Lösung gewesen.

Die Reise nach Vietnam, damals französisch, dauerte zwei Wochen und drei Tage auf See. Hertzog Manfred, 103.819, Schütze und Sanitäter, lag in den Reisfeldern von

Hue, schoss und schoss und rannte, legte den Kameraden, die getroffen waren, einen Druckverband an, Lungenschuss, Bauchschuss, Hertzog schoss und rannte, sah viele sterben.

Wie ist es, das Töten?  
Manfred Hertzog sitzt in seinem engen Büro, schaut zum Fenster, Vögel auf Ästen.

Man töte, ohne es zu merken, sagt er leise, und schieße drauflos, bis kein Feind mehr schieße. Und renne, renne und schieße und stoße auf nichts als Tote und Verwundete.

Ein Wahnsinn!  
„Man merkt wenig. Zum Glück.“  
Und manchmal, wenn in den Reisfeldern kein Krieg war, sah er den Libellen zu.  
*Es tanzt die schöne Libelle  
Wohl auf des Baches Welle.  
Sie tanzt daher, sie tanzt dahin,  
Die schimmernde, flimmernde Gauklerin.*  
Heinrich Heine.

### „Aber die Heimkunft war unendlich schwieriger als das Weggehen.“

Zurück in Algerien, beriefen sie Hertzog an die Korporalschule von Sidi bel Abbès, Tal der schönen Bäume, er wurde Instruktor, schrie Rekruten zu Legionären. Seinem Bruder schrieb er: Komm ja nicht auf die Idee, mir hierher zu folgen, ich möchte nicht dein Ausbildner sein.

Der Bruder schickte ein Heiligenbild: Pass auf dich auf.

Schließlich war Krieg auch in Algerien, Legionär 103.819, Caporal Hertzog Manfred,

schoss und rannte und wurde zweimal verletzt, und er stand daneben, als französische Gendarmen vier Algerier an Bäume banden und erschossen, und manchmal, wenn der Krieg ausfiel, sah er Insekten zu, Spinnen, Schlangen, Skorpionen, es gab hier keine Libellen –

Eines Nachts bewachte er einen Algerier, nicht älter als er. Der Mann, der war an eine Säule gebunden, und er war verurteilt zum Tod am nächsten Morgen.

Caporal, von wo kommen Sie?  
Aus der Schweiz.  
Was haben Sie gegen uns?  
Nichts.  
Nichts! Wir möchten nichts anderes, mon caporal, als die Freiheit, die Ihr Land längst hat.

Hertzog löste die Fesseln, und der Mann verschwand.

Am 1. August 1960, 25-jährig, war Manfred Hertzog, Sergent de la Légion Etrangère, in der Schweiz zurück.

„Aber die Heimkunft“, sagt er jetzt, „war unendlich schwieriger als das Weggehen.“  
Steuern, Renten, Versicherungen, Krankenkasse, Anmeldung, Abmeldung, Papiere, eines hier, eines dort.

Wieder fand Hertzog Arbeit in der Etuifabrik am Bodensee, die er sechs Jahre zuvor verlassen hatte, wechselte dann, 1962, zu seinem Bruder, einem Maler, und wurde Tapezierer. Abends und an Wochenenden bildete er sich zum Pfleger aus und trat, wieder an einem 1. August, Nationalfeiertag, 1968 im Spital Münsterlingen seine letzte Stelle an, 32 Jahre. Er heiratete, wurde Vater zweier Töchter und setzte sich, wann er Zeit fand, zu den Libellen im Thurgau, Hexapodia vom Unterstamm der Tracheata vom Stamm der Arthropoda, wie sie leuchteten und glänzten und hin und her flogen, vorwärts, rückwärts, in der Luft stehen blieben und sich gar überschlugen, plötzlich auf einen Halm zuhielten und sich darauf setzten oder auf einen Stein, einen Zweig.

Am frühen Morgen des 18. Juni 2008, einem warmen hellen Mittwoch am Weiher im Hörnliwald, Gemeinde Hüttwilen, 47°36,561'N/08°52,520'E, erspähte Manfred Hertzog, 73-jährig, eine Somatochlora arctica, düster grün mit leuchtend grünen Augen und zangenförmigen Anhängen am Hinterleib des Männchens, die noch keiner im Thurgau je gesehen hat.

Die Arktische Smaragdlibelle.  
Das darf doch nicht wahr sein.  
Freudenstress –

Einsichten jenseits der offiziellen Schablonen- und Attrappenwelt: „Hana, dul, sed“, ein hinreißen-der Film über nordkoreanische Fußballspielerinnen.

Von Erich Hackl

## Qual und Kunst

Erstaunlich, dass der Film „Hana, dul, sed“ erst zwei Jahre nach seiner Premiere beim Festival von Locarno in die Kinos kommt, im Vorfeld der Frauenfußballweltmeisterschaft, die von Ende Juni bis Mitte Juli in Deutschland stattfindet. Dabei hätte es gar keines aktuellen Anlasses bedurft, weil er zwei Sujets miteinander verbindet, die – jedes für sich – exotisch genug anmuten, um ein großes Publikum für sich einzunehmen: Nordkorea und Frauenfußball.

Vielleicht ist das lange Zaudern von Verleihfirmen und Fernsehkanälen der Tatsache geschuldet, dass sich Brigitte Weich und Koregisseurin Karin Macher gleich zwischen mehrere Stühle gesetzt haben, die allesamt von Männern gehalten werden, und dazu noch das Gebot missachtet haben, Menschen in einem despotisch regierten Land als ganz und gar glücksfern und freudlos darzustellen.

In der letzten Nummer der Zeitschrift „Das Argument“ haben die Kommunika-

tionswissenschaftler Daniela Schaaf und Jörg-Uwe Nieland auf die unter dem Druck der herrschenden Sport-Medien-Wirtschafts-Allianz betriebene sexuelle Ästhetisierungsstrategie zugunsten einer Vermarktung der Sportlerinnen hingewiesen, die so dargestellt werden müssen, dass sie „als Projektionsfläche männlicher Begehrlichkeit“ dienen. „Denn weiterhin gilt, dass Athletinnen zur Aufmerksamkeitsgenerierung dem neoliberalen Idealkörper entsprechen müssen, der eine Balance zwischen Androgynie und heterosexueller Attraktivität hält.“

„Hana, dul, sed“ unterläuft die beschriebene Strategie. Einmal, weil das nordkoreanische Regime kein Interesse daran hat, seine Fußballerinnen begehrenswert erscheinen zu lassen (im Festhalten an sozialistisch eingefärbte patriarchalische Geschlechterrollen verhindert es solche Sexualisierungstendenzen, was der Film auch zu erkennen gibt); zum Zweiten, weil Weich und Macher nie der Versuchung erlegen sind, ihre Protagonistinnen aus kommerziellem Kalkül mit einem männlich konnotierten Blick zu betrachten. Trotzdem erscheinen einem diese Frauen als schön, und sie spielen auch „schöner“ als die Frauen der anderen Teams – allein deshalb, weil sie arm sind und für ein armes Land antreten.

Weich hatte im September 2002, während des Filmfestivals von Pjöngjang, erstmals vom nordkoreanischen Frauenfußball reden hören und sich nach einigem Zögern

entschlossen, ihre spontane Idee, dass man darüber einen Film machen sollte, selbst umzusetzen. Anfangs, weil sie niemanden fand, an die oder den sie das Projekt hätte weiterreichen können; dann, weil sie, Macher und die Kamerafrau Judith Benedikt vom beherzten Spiel des Nationalteams und vom uneitlen Verhalten der jungen Frauen außerhalb des Spielfelds so sehr ergriffen waren, dass sie es nicht mehr aus der Hand geben wollten. Dass sich die Dreharbeiten über sieben Jahre hinzogen, ist freilich weder ihrer Leidenschaft noch den Auflagen der nordkoreanischen Behörden anzulasten, sondern den Finanzierungsproblemen und den Schwierigkeiten, an das weitgehend von der FIFA monopolisierte und entsprechend kostspielige Archivmaterial zu kommen.

Dem Film hat die lange Entstehungszeit gutgetan. So zeigt er seine Protagonistinnen – die Weich nach sporteigenen Motiven ausgewählt hat: eine Torfrau (Ri Jong Hi), eine Verteidigerin (Ra Mi Ae), eine Mittelfeldspielerin (Ri Hyang Ok), eine Stürmerin (Jin Pyol Hi) – nicht nur in ihrer Aktivzeit, sondern auch nach dem Umbau der Mannschaft Mitte des vergangenen Jahrzehnts: als sie schon dabei sind, in zivilen Berufen zu reüssieren und eine Familie zu gründen. Deshalb rückt auch, in der Darstellung der beruflichen und privaten Tätigkeiten, ihr sozialer Alltag ins Bild, ein für nordkoreanische Verhältnisse immens privilegierter Alltag selbstredend, doch einer, der mit so großer Geduld und Genauigkeit, und vor allem mit so viel Vertrauen zwischen den Menschen vor und denen hinter der Kamera, wohl noch nie dargestellt worden ist. Der Film gewährt Einsichten jenseits der offiziellen Schablonen- und Attrappenwelt, die er indes als inszenierte Realität der nordkoreanischen Gesellschaft nicht ausspart.

Wie Judith Benedikt, musste sie sich bei Aufnahmen im öffentlichen Raum an die amtlichen Vorschriften halten. Die Denkmäler des „Großen Führers“ Kim Il Sung und des „Generals“ Kim Jong Il zum Beispiel waren frontal und in ihrer Ganzheit zu filmen, ohne dass dabei für entwürdigend erachtete Stromkabel oder Straßbahnüberleitungen ins Bild hängen durften. Aber diese und andere Auflagen schmälern nicht den ästhetischen Reiz des Films. Er strahlt eine Ruhe aus, die sich auf den Betrachter überträgt. Jede Einstellung wirkt überlegt und gleichzeitig absichtslos, wie selbstvergessen.

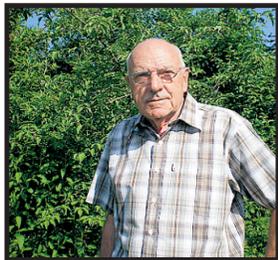
Auch das ist einer der Vorzüge von „Hana, dul, sed“ (eins, zwei, drei, auf Koreanisch): dass die Filmemacherinnen als Gegenüber, im Off, zwar ständig präsent sind, aber diese Präsenz nie zelebrieren. Gerade deshalb nimmt einen der Film gefangen. Er entwickelt bei aller Zurückhaltung eine emotionale Kraft, die sich der

Empathie der Filmemacherinnen verdankt, ihrer Fähigkeit also, Erfahrungen und Vorstellungen von Frauen in sich aufzunehmen, die in einer ganz anderen Kultur befangen sind. Veza Canetti hat diese Fähigkeit einst in ihrem Roman „Die gelbe Straße“ zur Sprache gebracht, in einem knappen Dialog zwischen einer Mutter und ihrer Tochter, der im Vorwurf der Tochter gipfelt: „Du siehst nur

dich in den andern wieder, Mutter.“ „Das ist mein Halt, Diana“, erwidert diese. „Ich sehe die andern in mir“, sagt die Tochter, „das ist meine Qual.“ „Und deine Kunst, Kind“, ergänzt die Mutter.

Vergessen wir aber nicht, dass ein Fußballfilm wie von selbst zu Herzen geht: wegen der Dramatik der Spielszenen und weil er gleichzeitig von einer kollektiven Anstrengung und von der daraus erwachsenden, durch sie begründeten Freundschaft handelt. Die Aufnahmen aus den Stadien, von den schmerzlichen Niederlagen gegen Nordkoreas historische Feindstaaten USA und Japan, laden „Hana, dul, sed“ fast ohne Zutun der Filmemacherinnen emotional auf. Diese Emotionalität zu speichern, überzuführen ins Persönliche, Individuelle, das muss Weich und Macher jene Qual verursacht haben, von der Veza Canettis Roman kündigt. Aber sie ist dem Film nicht anzumerken. ■

„Hana, dul, sed“ läuft ab 10. Juni in österreichischen Kinos. Filmstart in Wien: im Stadtkino Wien.



150.000 Dias in sauberer Ordnung. Hertzog. [Foto: Erika Hertzog]



Ruhe und Emotionalität: „Hana, dul, sed“. [Foto: Stadtkino Wien]